



1798

*Franzosen einfall  
in Nidwalden*

Erinnerungswege am  
Bürgenberg

M

*Proviant*



## Die Wahrheit und die Bajonette

Peter von Matt

**Diese Rede wurde gehalten am 9. September 1998 in der Pfarrkirche Stans an der Gedenkfeier zum Kampf des Kantons Nidwalden gegen die französischen Truppen am 9. September 1798, in Anwesenheit der Delegierten des Bundesrats, der Parlamente und der Kantonsregierungen.**

Sobald Schüsse fallen, wird die Welt einfacher. Sobald Menschen einander auf Sichtweite gegenüberstehen, um sich gegenseitig zu töten, verschwinden alle Widersprüche. Man war in Probleme verstrickt, sie sind gelöst. Man hat sich mit Fragen herumgeschlagen, sie sind beantwortet. Die tägliche Last, wissen zu müssen, was man soll und was man will und was man wollen soll und was man sollen will, rutscht von den Schultern, als wäre sie nie gewesen. Man will nur noch eins, töten, man soll nur noch eins, töten, und nichts anderes mehr ist von Bedeutung.

Dort sind die Feinde, hier sind die Brüder, und die Wahrheit ist bei uns und bei den andern regiert die Lüge.

Die Vereinfachung der Welt im Feuer der Kanonen und Kartätschen, im Kugelhagel der Scharfschützen, im Anrennen mit dem blanken Bajonett beendet die Suche nach der Wahrheit. Sie beendet also das, was den Menschen erst zum Menschen macht. Das Tier kennt keine Wahrheit. Es ist wahr. Es lebt seine Natur, wenn es tötet, und es lebt sie, wenn es gefressen wird. Der Mensch aber muss die Wahrheit suchen und hat sie nie, und wenn er meint, sie zu haben, kommt sicher einer daher, der sie ihm wegbeweist. Solange er weitersucht, bleibt er menschlich; sobald er damit aufhört, wird er gefährlich.

Deshalb gilt der Satz in doppelter Weise. Wo das Kartätschenfeuer losbricht, endet die Suche nach der Wahrheit. Wo die Suche nach der Wahrheit endet, bricht früher oder später das Kartätschenfeuer los.

Am 9. September 1798 sind hier Schüsse gefallen, in diesem Kanton, in diesem Flecken, in dieser Kirche. Das Feuer der Kanonen und Kartätschen hörte man bis in die Stadt Luzern, den neuen Sitz der helvetischen Regierung. Diese hatte den Befehl zum Schiessen und Stechen gegeben. Der Krieg war ein Bürgerkrieg. Auch wenn die angreifenden Truppen Franzosen waren unter einem französischen General, war der Krieg doch ein Bürgerkrieg. Einer der vielen Bürgerkriege in der Geschichte unseres Landes, von denen wir nicht gerne reden. Wir verstehen uns lieber als das Land, wo alle so gut miteinander auskommen, die Sprachen, die Religionen, die Kulturen, und dass wir bisher noch in jedem Jahrhundert blutig aufeinander losgegangen sind, möchten wir gerne nicht weiter diskutieren.

Die Schüsse sind gefallen, die Kartätschen haben gekracht im Namen der Aufklärung, im Namen der Menschenrechte, im Namen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit und der Toleranz. Die Schüsse sind

gefallen und die Kartätschen haben gekracht im Namen Gottes, im Namen des angestammten Glaubens, im Namen des Rechts auf politische Selbstbestimmung gemäss den alten Freiheiten. Da stand Wahrheit gegen Wahrheit, eine so felsenfest gegründet wie die andere, jede erlebt im innersten Herzen, und wer zweifelt, ist schon ein Verräter. Nicht länger gesucht werden musste die Wahrheit, sie war gegeben, ein für allemal, und also wurde es gefährlich, und es wurde das Feuer eröffnet morgens um 4 Uhr 30.

Zwei Figuren von seltsam pittoresker Natur verkörpern diese Haltung des unbedingten Wahrheitsbesitzes mit allen tödlichen Konsequenzen. Sie sind die Chefideologen der beiden Parteien, berühmt, berüchtigt, gehasst und verehrt weit über ihre Lebenszeit hinaus. Der eine wurde später zum Heiligen der säkularisierten Schweiz und steht heute in dieser Funktion und nach sakralem Muster gestaltet auf einem hohen Sockel an der Zürcher Bahnhofstrasse, in Erz gegossen: Johann Heinrich Pestalozzi. Der andere war ein geistlicher Volkstribun barocken Zuschnitts, ein Kapuziner von tobender Gottesgewissheit und eine Kriegsgurgel ohnegleichen, Pater Paul Styger, der am Tag der Schlacht auf einem weissen Hengst im Husarensattel die Front entlangsprenge, segnete, betete, eigenhändig die Kanonen richtete und als Scharfschütze zahlreichen Franzosen persönlich zur frühzeitigen Seligkeit verhalf. Pestalozzi erliess vor dem Einmarsch in Nidwalden einen Aufruf an das Schweizervolk, sich mit der Landesregierung in allen Massnahmen gegen diese «Landesaufwiegler», «Landesverräter» und «Verbrecher» in den Bergen zu solidarisieren, und zur Beruhigung versprach er, das Vaterland werde die zu erwartenden Witwen und Waisen grossherzig betreuen. Die Schüsse sind also gerechtfertigt im voraus. Pater Paul Styger wiederum betrieb die religiöse Propaganda. Er verfocht als Redner und Reiter, Einflüsterer und Guerillero die untrennbare Einheit von Glaube und Politik, Kirche und Staat. Das Heilige darf vom Weltlichen nicht geschieden werden, und wer dies vom Volke fordert, ist ein Verräter an den höchsten Gütern. Die Schüsse sind gerechtfertigt im voraus.

Die Wahrheit als Droge, hier wie dort. Hier wie dort die Intellektuellen im Rausch des Rechthabens. Die Vordenker, die Wortmächtigen, die Herren der blitzenden Argumente und dröhnenden Parolen, hier wie dort sehen wir sie verzückt im Wissen, dass sie die Wahrheit besitzen, zweifelsfrei, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Im Rausch des Rechthabens wird alles andere zur Lüge, und wer die Lüge vertritt, wird zum Feind, und der Feind muss vernichtet werden – nicht mit Argumenten widerlegt, nicht mit Worten überzeugt, sondern umgebracht mit Flinten und Kartätschen.

Der Rausch des Rechthabens ist der unheimlichste narkotische Zustand, den es gibt. Man erkennt ihn unweigerlich daran, dass die Befallenen, die Fixer der Wahrheit, das Verletzen, das Schänden, das Töten von Menschen von vornherein in Rechnung stellen.

Aber waren denn nicht trotzdem die einen mehr im Recht als die andern? Stand denn nicht auf Seiten der Helvetischen Republik die Zukunft? Und auf Seiten der Nidwaldner – der nichthelvetischen Nidwaldner, muss man sagen, denn die helvetischen Nidwaldner hatten sich rechtzeitig aus der Gefahrenzone abgesetzt –, stand auf ihrer Seite nicht die Vergangenheit, das Gestrige, die Finsternis einer überlebten Zeit? Standen hier nicht die Menschenrechte gegenüber einem starren Fundamentalismus? Stand nicht die Freiheit, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, gegenüber dem befohlenen Denken? Stand nicht der Wille zur umfassenden republikanischen Freiheit gegenüber einer Teildemokratie mit vielen Freiheiten für die einen und bitteren Abhängigkeiten für die andern? Sassen nicht diese Söhne Tells als Landvögte im Tessin und am Bodensee, hatten zu Hause die Landsgemeinde, aber im Untertanengebiet das alleinige Regieren und Regenteln? Rühmten sie nicht in der Heimat den Apfelschuss, und im Tessin konfiszierten sie die Armbrüste?

Das stimmt. Es stimmt alles, und es ist nicht zu bestreiten. Aber die Wahrheit ist nicht immer auch schon die ganze Wahrheit. Das vergisst sich besonders leicht im Rausch des Rechthabens. Daheim die Landsgemeinde, draussen die Vogteien – hier liegt gewiss ein böser Widerspruch. Und dennoch, als im Februar 1798 diese Vogteien frei wurden, was geschah? Fast überall wurden Landsgemeinden eingerichtet, durch den Willen des Volkes, in Uznach und Sargans, im Rheintal und im Toggenburg – und im Namen der neuen Freiheit schritt die Regierung streng gegen diese neue Freiheit ein. Selbst Napoleon spottete später in seinen Memoiren über den Kampf des französischen Direktoriums gegen das Prinzip der Landsgemeinden: «Das Direktorium erklärte den Krieg gegen diese Unsinnigen, die es wagten, freier sein zu wollen als die Jakobiner.» Und er meinte ganz generell: «Das Direktorium würde die Schweiz und ganz Europa für sich gehabt haben, wenn es verstanden hätte, die Demokratie der kleinen Kantone zu respektieren.» Nun ist Napoleon gewiss kein unbefangener Zeuge. Ein Jahr später, im November 1799, hat er das Direktorium in Paris gestürzt und sich selbst zum alleinigen Chef gemacht. Er hatte also ein Interesse daran, die alte Regierung in ein schlechtes Licht zu rücken, und im übrigen ist er ja eigentlich auch nicht als der glühende Verfechter der Basisdemokratie in die Geschichte eingegangen.

Wer also hatte recht? Oder das größere Recht? Oder ein bisschen mehr recht? Wenn hinter der Landesregierung die Mehrheit des Schweizervolkes stand, wäre der Fall nach den Grundregeln der Demokratie geklärt. Aber Pestalozzi selbst berichtet gleich nach dem 9. September, man sage «bald allenthalben im Land [ ... ]: ,ja wir hofften, die guten Ländler siegen, und denn hetten wir auch etwas zu den Sachen geredt.’» Und er kommentiert: «Dieses ,zu den Sachen geredt’ hat wahrlich nicht weniger sagen wollen, als ,wir hetten uns zu ihnen geschlagen’». Worauf er zu einer offenen Drohung ansetzt: «Frankreich will und Frankreich muss die neue Ordnung der Dinge auf jeden Fall beschützen. Koste es eine Armee – es muss syn. Koste es zahllose unglückliche Landes-Einwohner – es muss syn.»

Die gute Sache, dass nämlich in der Schweiz der Wille der Mehrheit regiere, muss also dieser Mehrheit in der Schweiz mit Gewalt beigebracht werden. Ein schöner Widerspruch. Er verschwindet, wie alle Widersprüche, sobald Schüsse fallen und Kartätschen detonieren; aber wenn sich der Pulverdampf verzogen hat und man anfängt, die Toten zu zählen, ist er wieder da. In seiner Depesche an das Direktorium zu Paris meldet General Schauenburg nach der Strafaktion, er habe rasch zuschlagen müssen, weil auch in Appenzell und im Toggenburg der Eid auf die Verfassung verweigert worden sei und der Flächenbrand angefangen habe sich auszubreiten: «l’incendie commençait à se propager dans le canton de Säntis». Die Verwüstung Nidwaldens war offenkundig als Signal gedacht für die ganze übrige Schweiz, so wie acht Monate später das Niederbrennen von Disentis und die Verwüstung des Oberwallis Signale waren an alle, denen es in den Sinn kommen sollte, den Kopf aufzuwerfen. Dass diese Strategie eine terroristische Dimension hatte, ist nach den Erfahrungen, die das 20. Jahrhundert mit Besatzungsarmeen gemacht hat, kaum zu bezweifeln.

Und dennoch muss man sagen: Die helvetische Regierung vertrat zum ersten Mal in der Geschichte der Schweiz den republikanischen Staat im modernen Sinn, sie vertrat die Grundrechte der Menschen und die Beseitigung der falschen Privilegien, sie verstand die Schweiz als ein politisches Gemeinwesen aus gleichberechtigten, selbstverantwortlichen, von Vernunft und Menschlichkeit geleiteten Mitgliedern, die einander begegnen in der Freiheit der eigenen, im Anerkennen der andern Überzeugung. So war es niedergeschrieben in der Verfassung, und diese Verfassung sollte gelten im ganzen Land. Und hätte die Helvetik auch nicht mehr geleistet, als die Vogteien abzuschaffen, die Folter zu beseitigen und unseren jüdischen Landsleuten die Grundrechte zu gewähren, wir müssten ihrer schon deshalb in Hochachtung und Dankbarkeit gedenken.

Wer also hatte recht? Oder das grössere Recht? Oder ein bisschen mehr recht? Wer steht besser da vor dem Richterstuhl der Geschichte?

Dieser berühmte Richterstuhl der Geschichte, wo befindet er sich denn? Er steht nicht in einer Seitenkammer der Universität, nicht im Bundeshaus und nicht im Landesmuseum; er ist auch nicht in Strassburg zu finden, und in New York oder Los Angeles schon gar nicht. Gibt es ihn überhaupt? Wohnt irgendwo die Instanz, welche die Wahrheit feststellt, ein für allemal, die Wahrheit über alles historische Geschehen, über Schuld und Unschuld, Sittlichkeit und Niedertracht, über Gut und Böse auch dort, wo Überzeugung mörderisch gegen Überzeugung krachte? Die hochgemute Rede vom Richterstuhl der Geschichte leitet sich her von der christlichen Vorstellung des Weltgerichts und des Weltenrichters Christus am Jüngsten Tag. Dieser, ein Herrscher von schrecklicher Majestät – rex tremendae maiestatis, wie es im Requiem heisst –, wird sitzen auf seinem Stuhl, und alles Verborgene wird an den Tag kommen, und nichts, was je Böses geschehen ist, wird ungestraft bleiben: Index ergo cum sedebit, / quidquid latet apparebit: / nil inultum remanebit. So lautet das auf lateinisch und gereimt.

Eine grosse Vision war das einst, und wer heute vom Richterstuhl der Geschichte spricht, möchte sich einreden, die theologische Vorstellung könne übertragen werden auf die Wissenschaft. Die Geschichtsschreibung als Weltenrichter: schön wär’s. Den Satz «Die Weltgeschichte ist das Weltgericht» hat als erster Friedrich Schiller ausgesprochen, und er hat in dieser Formel gleich auch den Widerhaken versteckt. Denn wenn die Weltgeschichte das Weltgericht ist, muss sich mit dem Wandel der Geschichte auch das Urteil wandeln, dann wandelt sich auch das Gericht. Das heilige Buch, in dem alles unverrückbar steht, gibt es nicht. Und das wissenschaftliche Buch, in dem alles unverrückbar steht, gibt es auch nicht. Wir selbst sind verantwortlich für das Gericht über die Vergangenheit und also für die Gerechtigkeit und die Sorgfalt und die Umsicht in der Urteilsbildung. Dafür brauchen wir die Wissenschaft, aber sie kann uns den eigenen Entscheid nicht abnehmen. Hier liegt der Grund, weshalb wir uns nicht länger auf die handlichen Formeln und glatten Parolen stützen dürfen, mit denen der 9. September 1798 hier wie dort historisch abgefertigt wurde. Hier mit der Rede von den Märtyrern der Freiheit gegen eine Horde fremder Invasoren; dort mit der Rede von den unwissenden Bauern, denen fanatisierte Geistliche den Kopf verdreht hatten. Die plaka-

tiven Formeln haben ausgedient. Wer sie unbesehen gebraucht, verzichtet auf das eigene Urteil in Sorgfalt und Umsicht. Es ist unwürdig, die Vereinfachung der Welt, die sich einstellt, sobald Schüsse fallen und Kartätschen detonieren, hinüberzuschmuggeln in die Zeit des Nachdenkens über den verwickelten Gang der Geschichte und die schweren Widersprüche des Fortschritts.

Johann Heinrich Pestalozzi, der grosse Erzieher, hat Ernst gemacht mit einer der gewaltigsten Ideen der Aufklärung: dass die Welt verbesserbar sei. In kühner Weise hat er diesen neuen Glauben angewendet auf die Kinder, hat in ihrer Verbesserung den ersten Schritt zur Verbesserung des Ganzen erkannt und seine Lebensarbeit darauf ausgerichtet. Er hat begriffen, dass Erziehung langsam geht, umständlich, dass sie die Menschen nicht dressieren darf wie Affen oder Soldaten, sondern alles zusammen entwickeln muss, die Gefühle im Herzraum, den Scharfsinn im Kopf und die Geschicklichkeit der beweglichen Hand. Er hat es begriffen, hat es gelehrt, und meistens ist er in der Praxis gescheitert, weil sein funkelnder Kopf den tastenden Händen voraus- und davonlief. Aber versucht hat er es mit einer verzehrenden Glut. Auch in Stans. Das muss man daher zusammendenken können, hier und heute, den Chefideologen mit seinem entsetzlichen Satz: «Koste es zahllose unglückliche Landes-Einwohner – es muss syn», und den Erzieher, Helfer, Lehrer, der vor einem Horizont schwarzer Brandruinen und in einer noch immer von Verwesung stinkenden Landschaft seinen Lebensglauben Tag für Tag verwirklichen will. Die aufgeklärten Freunde haben ihm zuletzt das Bein gestellt, und die konservativen Feinde haben darüber gejubelt. Für uns aber liegt im Widerspruch dieses Mannes die schwierige Wahrheit der Zeit. Schiessen oder erziehen? Oder schiessen und erziehen? Oder zuerst schiessen und dann erziehen? Für eine saubere Logik schliessen sich die beiden Tätigkeiten aus, nicht aber für die lebendigen Menschen und für die Geschichte. Und wenn wir die Hoffnung nicht aufgeben, dass das Erziehen eines Tages das Schiessen in der Welt endgültig beenden werde, so tun wir es im Wissen, dass diese Hoffnung illusorisch ist. Illusorisch, aber unabdingbar. Logisch.

Napoleon hat den Widerstand der Bergkantone anders gelesen als die helvetische Regierung, anders als seine eigenen Generäle, anders als die Parolenmacher der heiligen Freiheit und anders als die Parolenmacher des finsternen Fanatismus. Vier Jahre nach dem Desaster von Stans diktierte er der Schweiz eine neue Verfassung und hielt dazu eine Rede, die es in sich hat. Das Land war unregierbar geworden. Vom Jura bis zum Säntis herrschten Zustände wie in einem Sack voll Katzen. Napoleon stellte nun den alten Föderalismus wieder her, nicht aus Ehrfurcht vor der Tradition, sondern aufgrund einer kühlen Analyse. Ausgangspunkt sind die kleinen Kantone, ihre Landsgemeinden und ihr Widerstand. Ich bin selbst ein Bergler, sagte der geborene Korse – «je suis montagnard moi-même» –, und ich kenne die Rauheit, die Widerborstigkeit der Bergbewohner – «je connais l'âpreté (des moeurs) des montagnards». Die Differenz zwischen den ganz unterschiedlichen Kantonen mache die Schweiz unregierbar von einer einzigen Zentrale aus. Und er behauptet, sogar er selbst, der Herrscher der Franzosen, wäre nicht imstande, die Schweiz allein zu regieren. Deshalb sollten sich die einzelnen Kantone im Innern politisch so einrichten, wie es ihren Gebräuchen, ihrer Religion und ihren Überzeugungen entspreche. Die Schweiz sei nichts Grossartiges, und sie solle sich hüten, ihren Ehrgeiz auf historischen Glanz zu richten; das käme nur teuer zu stehen und würde nichts bringen. Und es folgt der tolle Satz: «Wenn ihr Glanz und Grösse anstrebt, gibt es nur einen Weg: Ihr vereinigt euch mit Frankreich, bildet aus der Schweiz zwei französische Departemente und nehmt teil an Frankreichs Schicksal.» Aber dazu sei die Schweiz nicht geschaffen; sie sei geschaffen, um sich still zu halten zwischen den Grossmächten und dafür von diesen ihre Neutralität garantiert zu erhalten. Als dann die Vertreter der Helvetik wenigstens die Beseitigung aller Klöster verlangten, meinte Napoleon, die Hirten in den Bergen hätten ja kein Theater, keine Oper, man solle ihnen die Kapuziner lassen und die feierlichen Messen, da hätten sie doch auch eine Art Grand Opéra. Das ist zwar keine sehr fromme Überlegung, aber sie bezeugt ein komplexeres, ein politisch und psychologisch ganzheitlicheres Denken als bei den Hauptakteuren von 1798.

Warum erzähle ich das? Ich erzähle es, um zu zeigen, wie unterschiedlich ein einzelnes historisches Ereignis gesehen und gedeutet werden kann. General Schauenburg hat Nidwalden in Schutt und Asche gelegt, weil er ein Zeichen setzen wollte. Er wusste, dass der Aufstand in der übrigen Schweiz selbst als ein Zeichen gelesen wurde, und diesem Zeichen wollte er seine Bedeutung diktieren. Das hinderte Napoleon nicht, diese Bedeutung noch einmal zu verändern und den Aufstand zum Beweis für das Lebensrecht der direkten Demokratie und für die Unabdingbarkeit eines vernünftigen Föderalismus in der Schweiz zu machen.

Wissen wir jetzt, wer recht hatte? Oder das grössere Recht? Oder ein bisschen mehr recht? Wir wissen es nicht. Auch Napoleon ist nicht der Richterstuhl der Geschichte. Er wollte ohnehin vor allem Ruhe haben in den Alpen und den Gotthard nicht in den Händen der Österreicher. Wir wissen es nicht, aber wir sind vor-

sichtiger geworden im Umgang mit den Zeichen und Signalen unserer Geschichte. Der Sinn ist ihnen nicht gegeben von Natur aus, den Sinn setzen wir, und ihn gerecht zu setzen ist unsere Verantwortung. Rechthaben ist leicht, Gerechtheit ist schwer. Die Schweiz erlebt das im Moment auf drastische Art. Wäre das Desaster vom 9. September ausgeblieben, wenn die helvetische Regierung der Delegation aus Nidwalden den Dialog nicht verweigert hätte? Wenn die politische und militärische Führungsschicht sich nicht aus Stans abgesetzt hätte? Wenn die vielen Geistlichen im Kanton nicht Angst gehabt hätten um ihre Pfründen? Wenn Pestalozzi dem Direktorium geschrieben hätte: «Tut alles, aber schießt nicht!»?

Wir wissen es nicht. Wir wissen nur: es war furchtbar. Wir wissen: es gab Hunderte von Toten. Wir wissen, es kamen Frauen und Kinder um, Schwangere und alte Leute und Behinderte. Diesen Toten gilt heute unsere Ehrfurcht. Den Toten auf beiden Seiten. Auch die französischen Soldaten haben gern gelebt, und nicht alle waren Wüstlinge. Wir wollen nicht von Helden reden. Helden gibt es heute auch in Bosnien und Serbien und Kroatien und im Kosovo, und es gibt mehr davon, als uns allen lieb ist. Wir reden von Anna Maria Stulz, genannt die Landweiblerin, war 55 Jahre alt, flüchtete sich in diese Kirche und wurde beim grossen Weihwasserkessel erschossen. Wir reden von Melchior Durrer, genannt der grosse Schmied, wurde mit einer Eisenkette an das Haus gebunden und mit dem Haus verbrannt. Wir reden von Barbara Barmettler, genannt das Hutbabeli, bettelte kniend um ihr Leben und ward ins Herz getroffen. Wir reden von Franz, dem dreijährigen Kind der Margaritha Bläsi, erschossen in dieser Kirche auf dem Arm der Mutter. Wir reden von Anna Regina Odermatt, Baumwollspinnerin, kämpfte mit dem Knüttel zu Ennetmoos und wurde auf der Flucht umgebracht. Wir reden von Maria Anna Christen, war geistesschwach, in ihrem Zimmer eingeschlossen und verbrannte zusammen mit dem ganzen Haus. Wir reden von Anna Joller, 50 Jahre alt, war reich und fromm und wurde unter einem Birnbaum vor dem Haus mit Gewehren erschlagen. Wir reden von Anton Christen, genannt der Hinki, ein alter Mann, als Wächter bestellt im Hause des Landammanns Zelger, der mit seiner Familie rechtzeitig weggezogen war, wurde daselbst getötet. Wir reden von Franz Fischer, einem Knecht, lag schwerkrank zu Hause und wurde im Bett mit Bajonetten erstochen. Wir reden von Barbara Bachli, 22 Jahre alt, sie wälzte in Kehrsiten Steine von oben auf die Franzosen, wurde von einem Grenadier gefasst, der ihr Pardon geben wollte, sie schlug ihn mit dem Knüttel auf den Arm, wurde erstochen und in ein Tobel gestürzt...

Doch was sind diese Namen gegenüber den Abertausenden, die damals auf den Schlachtfeldern Napoleons, auf den Schlachtfeldern der Kaiser und Zaren gefallen sind? Was sind diese Namen gegenüber den Millionen, die im 20. Jahrhundert durch Krieg und Terror getötet wurden – immer für eine absolute Wahrheit und 200 Jahre nach der Erkenntnis, dass die Welt kein Jammertal sei, sondern verbesserbar durch die Menschen selbst?

Diese Namen, zufällig herausgegriffen aus einem alten Buch, sind die Wirklichkeit der Geschichte. Erst wenn wir uns in das einzelne winzige Schicksal versenken, dämmert uns etwas von der Wirklichkeit des Ganzen. Sonst haben wir nur Zahlen vor uns, Theorien, Konzepte, effiziente Erklärungsmuster, die uns sagen, warum alles so passiert ist und wer schuld ist und wer recht hatte oder das grössere Recht oder ein bisschen mehr recht. Gewiss, es kann einem die Übersicht zeitweise abhanden kommen, wenn man sich mit der Barbara Bachli beschäftigt und mit dem Hutbabeli und mit dem Hinki. Aber wer in der Geschichte die konkreten Menschen aus den Augen verliert, nähert sich der gefährlichen Blindheit jener Politiker und Wirtschaftsstrategen, die im Vollzug ihrer Konzepte das Schicksal der Einzelnen nicht mehr sehen können.

Das eine ist Geschichte, das andere ist Gegenwart. Ohne das Gestern entgleitet uns das Heute. Wer die Toten vergisst, verdient keine lebendige Zukunft.

Peter von Matt: Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz.  
München Wien 2001, S. 86–95

franzoseneinfall.ch